

**Dokumentation**

# **visuelle Interpretation**

**Stefan Bundi**

**Thomas P. Röthlisberger  
HKB Herbstsemester 2010/11**

# Die Illustration in der Zeitschrift

(Kurzgeschichten und visuelle Interpretation)

Bilder generieren. Jenseits von «Cut and paste»-Digitalbasteleien zeichnet sich ein grosser Bedarf an neuen, originalen Bildern ab. Bilder, die visuell kommunizieren, die auch komplexe Sachverhalte verständlich darstellen können. Die unerlässliche visuell-gestalterische Forschung bringt uns auf neue Bildideen, auf Möglichkeiten, unerwartete, faszinierende und/oder berührende Bilder zu entwickeln. Nicht eine «Vertiefung in die Oberfläche», nicht der dekorative Umgang mit Bild- und Typoelementen, sondern lesbare Bilder mit klarer Aussage werden angestrebt.

Eine gute Illustration ist eine bildnerische Darstellung, die nicht Texte visuell wiederholt, sondern deren Inhalt interpretiert und dabei gleichzeitig Sachverhalt und Stimmung wiedergeben kann. Material und Technik sind frei wählbar. Die Studierenden arbeiten mit den ihnen vertrauten Zeichen-, Mal- und Fototechniken, analog oder digital.

Aufgabenbeschreibung

– Untersuchen unterschiedlicher Darstellungsmöglichkeiten in der Zeitschrift (Einsatz und Anordnung).

Ausgehend vom Modulbeschrieb und vom Zeitrahmen, liegt der Schwerpunkt klar auf der Zeichnung, nicht auf der typografischen Feingestaltung. Wer die Möglichkeit hat, den typografische Anteil mit einem entsprechenden Modul zu kombinieren, sollte dies tun.

- Wahl einer Textvorlage (drei Texte im Anhang)
- Skizzenhafte Umsetzung/Interpretation des Inhalts
- Realisation (Zeichnen, Malen, Collagieren, Fotografieren usw.)
- Anordnung, Möglichkeiten in der Zeitschrift untersuchen (Einzelbild, Sequenz, Vignette, Kombination usw.)

Bewertungskriterien:

- Grundlagen (sammeln, analysieren)
- Handwerk (analog oder digital)
- Gestaltung (Farbe und Form)
- Inhaltliche Umsetzung (Bildidee)

Aufgaben zur Wahl:

A Die Illustration in der Zeitschrift (siehe Aufgabenbeschreibung)

B Weiterbearbeiten einer Aufgabe aus dem vorangegangenen Quartal

C Eigenes Projekt mit Bezug zur visuellen Interpretation

(muss vorgestellt und genehmigt werden)

Regelmässige Kurzreferate zum Thema informieren über Hintergründe und Zusammenhänge.

Individuelle Besprechungen jeweils nach Bedarf, am 12/04/2010 kurze

Schlusspräsentation und -besprechung.

Zur Unterrichtsform

Die Rhetorik sagt nichts aus über die Realität. Im Modul werden praktische Erfahrungen aus dem Berufsalltag, basierend auf theoretischen Erkenntnissen, vermittelt. Beispiele aus der Praxis schaffen einen Bezug zur Wirklichkeit, verschiedene Techniken und Vorgehensweisen zeigen mögliche Wege der Realisierung auf. Die Vermittlung befasst sich über Theorien hinaus auch mit der Erfahrung einer – in künstlerischer und wirtschaftlicher Hinsicht – erfolgreichen Praxis. Das Modul dient also weniger der Selbstfindung als der Vorbereitung auf eine berufliche Tätigkeit im Bereich visuelle Interpretation (Illustration).

Regelmässige Kurzreferate zum Thema informieren über Hintergründe und Zusammenhänge.

# Die Lampen leiden am meisten darunter

Max Goldt

«Ich singe einen Song, denn meine Wohnung hat Balkon». Dies ist der Name eines aktuellen Knüllers meiner seelischen Charts. Nicht so hoch plaziert ist hingegen der Titel »Ich singe ein Couplet, denn meine Wohnung hat Bidet«. Meine Begeisterung darüber, erstmals im Leben Nutznießer eines Bidets zu sein, ist flachbrüstig. «Hilfe, du hast ja ein Bidet», rufen meine Gäste, «was machst du denn damit?» –«Noch mache ich gar nichts damit, aber ich bin fleißig am Überlegen.»

Man kennt Bidets ja aus Hotels. Anfangs fragt man sich natürlich, wozu das Ding gut ist. Es heißt, reinliche Menschen, insbesondere wohl Frauen, würden sich des Abends rittlings daraufsetzen und ihre spezifischen Details abbrausen. Da aber das Becken weder der weiblichen noch sonst einer Anatomie angepaßt zu sein scheint, kann ich mir nicht vorstellen, daß Damen das wirklich tun. Zumal ja dort, wo ein Bidet ist, auch eine Dusche ist, und wenn man eh schon geduscht ist, wäre eine erneute Reinigung der Körpermitte ja doppelt gemoppelt, ein Pleonasmus der Dame. Früher, als die Welt noch nicht von Duschen überwuchert war, mag ein Bidet wohl noch seinen Sinn gehabt haben.

Schon wegen der klanglichen Nähe male ich mir aus, daß sich ein Bidet damals in einem Boudoir befunden hat. So nannte man das Wohnzimmer einer Lebedame. Wenn bei einer solchen ein Herr bimmelte, dann rief sie: «Tout de suite, Monsieur», und hockte sich erstmal aufs Bidet. Cool war natürlich, daß sie zu diesem Zweck die Röcke raffen mußte, und das Rascheln des Röckeraffens drang durch die Boudoirtür zu dem hoffenden Galan, und der dachte: «Miam, mjam, Dame.» Gut war nun auch, daß die Dame untenrum zwar sauber war, aber obenrum noch «nach Mensch» roch. So eine wurde auch schon in alten französischen Tagen als amourentauglicher eingestuft als jemand, der von oben bis unten nach Fa-Duschgel roch.

Ich glaube aber nicht, daß die Wohnungsbaufirma mir ein Bidet in die Bude gesetzt hat, damit ich obenrum nach alten französischen Menschen rieche, wenn es an der Tür klingelt. Es rafft auch niemand mehr die Röcke. Heute knirscht ein Reißverschluss, und dann heißt es: «Autsch, meine HarleyDavidson-Gürtelschnalle ist mir auf den Fuß gefallen.» Nichts verstehen Rockeraffen heute noch vom Röckeraffen Und Bauherren wissen nichts über Bidets. Wenn ich mein Bidet seiner Bestimmung gemäß benutzen wollte, müßte da der Wasserstrahl von unten auf mich zukommen. Das Wasser kommt aber aus einem gemeinen Wasserhahn an de Kopfseite des Beckens. Ich glaube, da ist ein Bidet, damit die Wohnungsgesellschaft «Top-Ausstattung» in ihre Anzeigen schreiben konnte und City-Toplagen-Mieten verlangen kann. Dabei wohne ich hier doch nur wegen der «Top-Anbindung». Ich werde hier bestimmt nicht durchexerzieren was man sich vielerorten unter den Aktivitäten eines City-Toplagen-Menschen vorzustellen scheint: im Abendkleid auf einem gläsernen Flügel fliegen und mit nach oben gerecktem Kopf abwechselnd Saxophon

blasen und sich eine Weintraube über den geöffneten Mund halten, so als ob man gleich hineinbeißen möchte, in das ganze «Bündel». Es ist erstaunlich, wie oft man noch heute in der Werbung für Lotterien oder sonstige Glück und Erfolg verheißende Aktivitäten über dem Munde baumelnde Weintrauben als Illustration für ein finanziell abgesichertes und erlebnisreiches Leben vorfindet. Dabei ist Wein ein eher billiges Obst. Stachelbeeren sind fünfmal so teuer. Trotzdem sah ich nie eine Darstellung von Reichtum, in der sich jemand eine Schale Stachelbeeren in den Mund schüttet. Diese Früchte haben halt seit alters her die Reputation des Bäuerlichen und Säuerlichen und harmonieren in der Volksmeinung nicht mit polierten Saxophonen. Wenn auf der anderen Seite ein Nahrungsmittel den Ruf des Noblen hat, dann bleibt der Ruf auch ewig bestehen.

Auffällig ist, daß es auf den Frühstücksbüffets selbst guter Hotels selten Lachs gibt. Die Hoteliers wissen nämlich folgendes: Lachs hat noch immer, von früher her, den Ruf einer delikaten Rarität. Daher würden sich die Hotelgäste ihre Tellerchen voll Lachs schaufeln, ganz so, als ob sie sich diesen Fisch zu Hause nicht leisten könnten. Dabei sind die nördlichen Länder heutzutage voller Lachsfarmen, und das Fleisch der Tiere gehört zum Billigsten, was man sich überhaupt aufs Brot legen kann. Die Lachsvermarkter wissen schon gar nicht mehr, was sie mit ihren Fischen anfangen sollen. Es steht schon Lachsquark im Kühlregal. Ich darf verkündigen, daß der Ruf des Lachses bald umkippen wird; man wird ihn in einer Reihe mit Dosenravioli nennen, und wenn mal wieder jemand den garstigen Einfall hat, die Grimmschen Märchen zu aktualisieren, dann wird es heißen: Die Familie war so bitterarm, daß sie ihr Lebtag Lachskanapees essen mußte.

Was tue ich nun also mit dem Bidet? Vorgesehen ist es ja eher für die mit Genital- und Bürzelpflege liebäugelnde Dame. Daß auch Herren an einem Bidet Gefallen finden, scheint man zumindest in Lissabon für möglich zu halten. In der palastartigen Toilettenanlagen des dortigen Museu Calouste Gulbenkian gibt es sogar in den Herrentoiletten Bidets. In jeder Kabine eines! Man erwartet dort also von Männern, daß sie ihre Hosen raffen und dann ... Aber das geht doch gar nicht! Wenn ein Mann in einer Hose ein Bidet benutzen will, muß er sich ja seiner Hose entledigen. Und dazu muß er auch die Schuhe ausziehen! Natürlich macht das annähernd niemand. Die Herrenbidets in der Museumstoilette werden aber trotzdem benutzt: als Aschenbecher. Auf Frankreichreisen werden die Bidets zur Wäsche von Strümpfen benutzt. Manch einer mag gar der Überzeugung sein, daß dies ihre eigentliche Bestimmung ist. Und jedesmal wird sich gewundert, warum das Ding so weit unten ist, warum man seine Socken kniend waschen soll. Man könnte aber auch eine Heizung darin installieren, einen Eimer Schlamm einfüllen und so in den Genuß eines privaten Blubberlochs isländischer Art kommen. Mein Bidet gluckert bislang nur. Immer wenn ich Wasser aus dem Wasch-

becken lasse, gluckert das Bidet. Das Gluckern will mir sagen: «Hallo, hier ist die Top-Ausstattung. Hier gluckert deine teure Miete.»

Wenn man eine neue Wohnung hat, heißt das, durch eine Phase harter Besorgungen schreiten zu müssen. Lampen müssen her. Irgendwann ist der Lebensabschnitt vorüber, in dem man einfach überall Klemmleuchten hingeklemmt hat. Leider kann man Lampen nicht herbeibeten. Man muß in die entsprechenden Geschäfte gehen. Man sagt ja, jeder Gang macht schlank, aber der Gang ins Lampengeschäft macht krank. Diese Designer. O Gott o Gott o Gott diese Designer! Lieber Gott, schick mich zur Designerschule Kreefeld, wo ich lerne, Peitschen zu designen, die hässlich genug sind, um diese Lampendesigner zu peitschen! Wenn Krieg ist, sagt man immer: »Die Kinder leiden am meisten darunter.« Wenn Design ist, muß man hingegen sagen: «Die Lampen leiden am meisten darunter.» Es ist ja so: Wenn Leuten, die man ohne jede böse Absicht als wacker, brav und bieder bezeichnen möchte, zeit ihres Lebens von Medien oder dusseligen Pädagogen eingetrichtert wird, in jedem Menschen wohne ein Künstler, man müsse ihn nur wachkitzeln, dann wird jene mit C geschriebene Sorte von Kreativität geboren, die glücklicherweise meist in Hair Styling Salons oder Aquarellstudios in Timmendorfer Strand endet. Gelegentlich entstehen auch Weingläser, mit spiralig aufsteigenden Goldfäden oder Knoten im Stiel. Doch wehe, wem sie an die Lampen gelassen werden. Es gibt welche, die sehen aus wie von Nesträubern zerwühlte Vogelnester von metallenen Riesenvögeln mit Gleichgewichtsstörungen. Abgesehen von dieser zaghaften Andeutung versagt hier meine Sprache. Es kann sich jeder bei einem Besuch im Lichthaus Möschen in der Berliner Tauentzienstraße davon überzeugen, daß hier wirklich Unbeschreibliches besprochen wird. Man wird sofort neidisch auf Stevie Wonder, aber nicht, weil er so schön singen kann.

Das Aussuchen von Möbeln ist nicht ganz so verletzend, es sei denn, man gerät in eine Abteilung für «junges Wohnen». Ich bin froh, daß ich niemals jung wohnen mußte. Jung wohnen bedeutet, auf Sitzmöbeln mit viel zu tiefer Sitzfläche und zu niedriger Lehne Rückenschmerzen zu bekommen. Ich finde auch, jemand, der sich ein Latexsofa mit Sadomaso-Ketten an den Lehnen und der Inschrift «Drum'n'Bass» auf der Rückenlehne kauft, ist nicht jung, sondern hat seinen Sofageschmack wohl im Lotto gewonnen. Authentisches junges Wohnen geht sowieso anders: Bretter an die Wand, Sperrmüllsessel, Matratze aus'm Keller, Tante Mimmi ihre alte Rückenbürste abschwatzen, fertig. Und dann nichts wie raus ins elektrische Leben und duftige Typen aus ganz Europa kennenlernen! Sich ein lustiges internationales Kerlchen schnappen und sagen: «Komm wir machen Shop Hopping und Cross Clubbing. Drum'n'Bass mit allem Drum'n'Dran.» Möbel kann man sich dann mit 30 kaufen, wenn man jedes Getränk ausprobiert und die duftigen Typen alle durchhat.

Ich bevorzugte die Abteilung «Altes Wohnen». Als ich mich nach den Lieferbedingungen für einen Schreibtisch und ein Regal erkundigte, meinte der Verkäufer, daß diese beiden Teile aber nicht zusammenpassen würden, man sei hier ja schließlich ein Fachgeschäft, da müsse er mich schon auf solche Unstimmigkeiten hinweisen. Ich antwortete, das würde mir gar nichts ausmachen, bei mir solle es ja nicht aussehen wie in einem Möbelgeschäft, und ich würde sowieso noch einen Haufen Sperrmüllgerümpel aus meiner Studentenzeit hinstellen.

Da erblaßte der Herr Spezialist! Ich hatte das auch nur gesagt, um ihn erblassen zu sehen, denn es gab nie eine Studentenzeit in der Vita, der meinigen. Ich hatte eine Zeit, in der ich hätte studieren können, doch die motivationsreichen Nächte zogen einen zeitraubenden Verbleib in der molligen Kojen nach sich. Im übrigen gibt es keine Möbel, die sich miteinander beißen. Wenn man Bücher, Zeitschriften und angebrochene Knabberkrampackungen gleichmäßig auf alle Sitz- und Ablageflächen verteilt, paßt eigentlich alles sehr gut zusammen.

Ein paarmal war ich schon auf der Universität, aber ich fand es dort nicht gentlemanlike. Das Ambiente behagte mir nicht. Außerdem gab es dort strickende Mädchen und Abstimmungen drüber, ob man während der Vorlesung rauchen darf. Ich hielt es im Kopf nicht aus. Wenn ein Professor nicht möchte, daß während seiner Veranstaltung geraucht wird, darin muß er mit der Faust auf den Tisch knallen, so sehr, daß die Tischplatte splittert. Sollte jemand stricken oder schwatzen, dann soll der Professor diese Studenten schlagen. Ich bin ein Feind der Prügelstrafe in Schulen, denn Kinder sind ja noch klein. Studenten jedoch sind nicht mehr klein. Professoren sollten sie züchtigen dürfen.

Da ich nie studiert habe, ist auch jener Kelch an mir vorbeigeschritten, in dem schwimmt, daß, wenn man gerade zu studieren angefangen hat, einen ältere Anverwandte immer fragen: «Na, wie fühlt man sich denn so als Student?» Das hätte ich im Kopf nicht ausgehalten. «Wie fühlt man sich denn als Student?» dürfte die Mutter aller Wie-fühlt-man-sich-Fragen sein, ohne die Fernsehjournalisten, insbesondere Nachmittagstalker, vollkommenen aufgeschmissen wären.

Es gibt Leute, die sagen, sie würden keine Studenten mögen. Das verstehe ich nicht. Studenten haben keinerlei spezifische Eigenschaften, wegen derer man sie als Gruppe mißbilligen könnte. Mit einer Ausnahme: Wenn Studenten von jemandem zu einem Besuch eines Freundes mitgeschleppt werden, dann fragen sie den Gastgeber garantiert innerhalb der ersten fünf Minuten: Und was bezahlst du hier Miete? Studenten fragen das immer. Erwachsene tun das nicht. Es ist etwa so, als würde man während einer Geselligkeit einer Dame vorgestellt und gleich zur Begrüßung fragen: Was hat denn Ihr Kleid gekostet? In einem preisgekrönten Spielfilm über geistig behinderte Kinder fände man so etwas «liebenswert» und «entwaffnend», aber das Leben ist anders. Daher, ein Rat an die Studenten der Welt: Nicht immer gleich nach der Miete fragen!



Meine erste visuelle Umsetzung: 23. November 2010

Thomas P. Röthlisberger / visuelle Interpretation / HKB Herbstsemester 2010/11



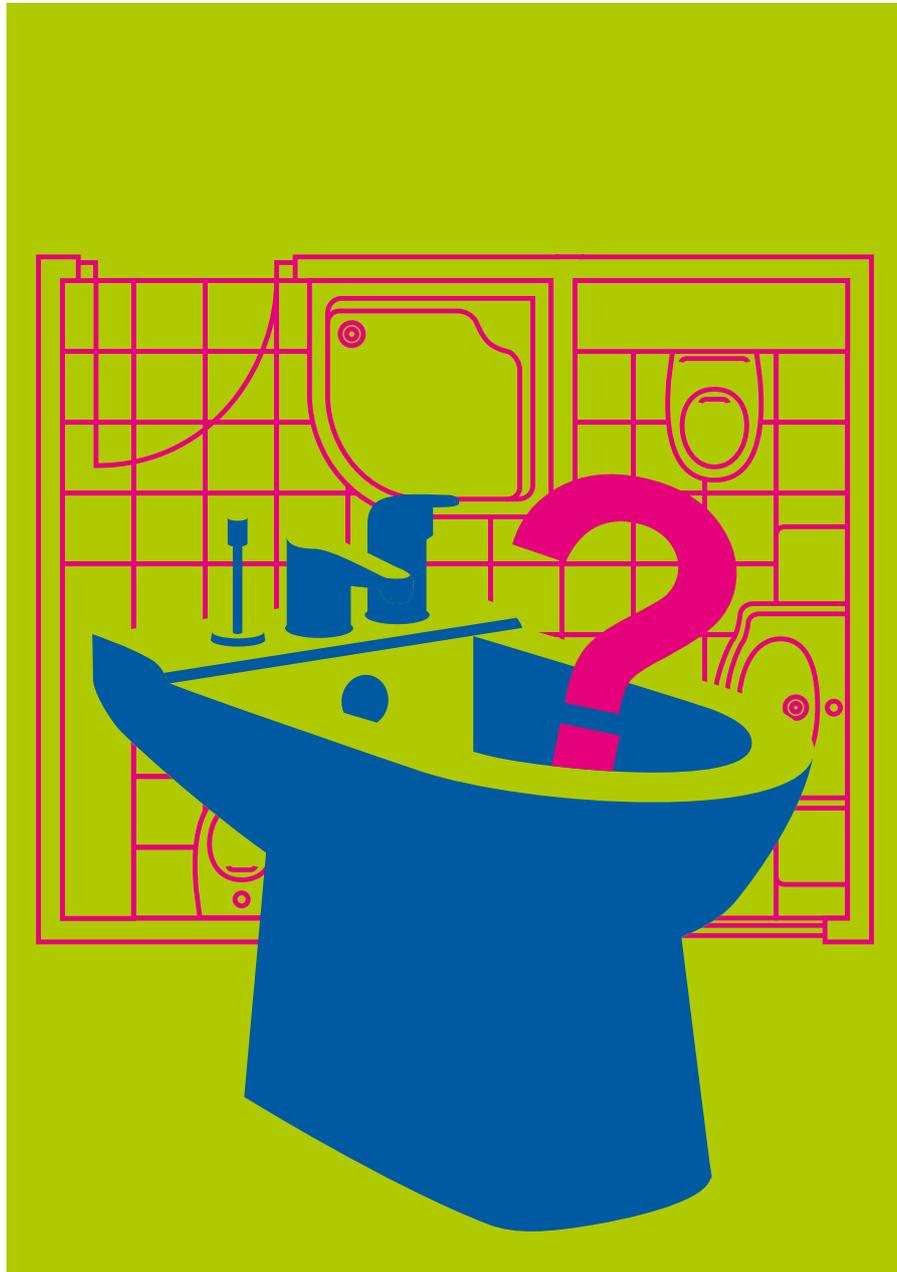
Digital gezeichnete Objekte, die in einem Zusammenhang zum Text stehen: 05. Dezember 2010  
Thomas P. Röthlisberger / visuelle Interpretation / HKB Herbstsemester 2010/11



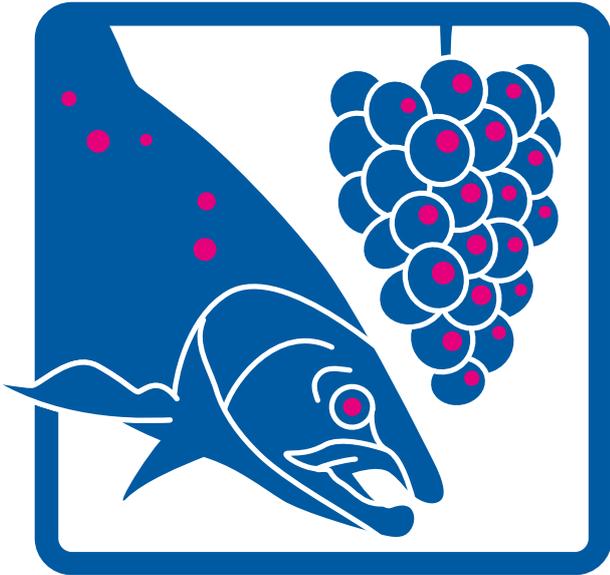
Vorläufiges Resultat meiner visuellen Interpretation: 19. Dezember 2010

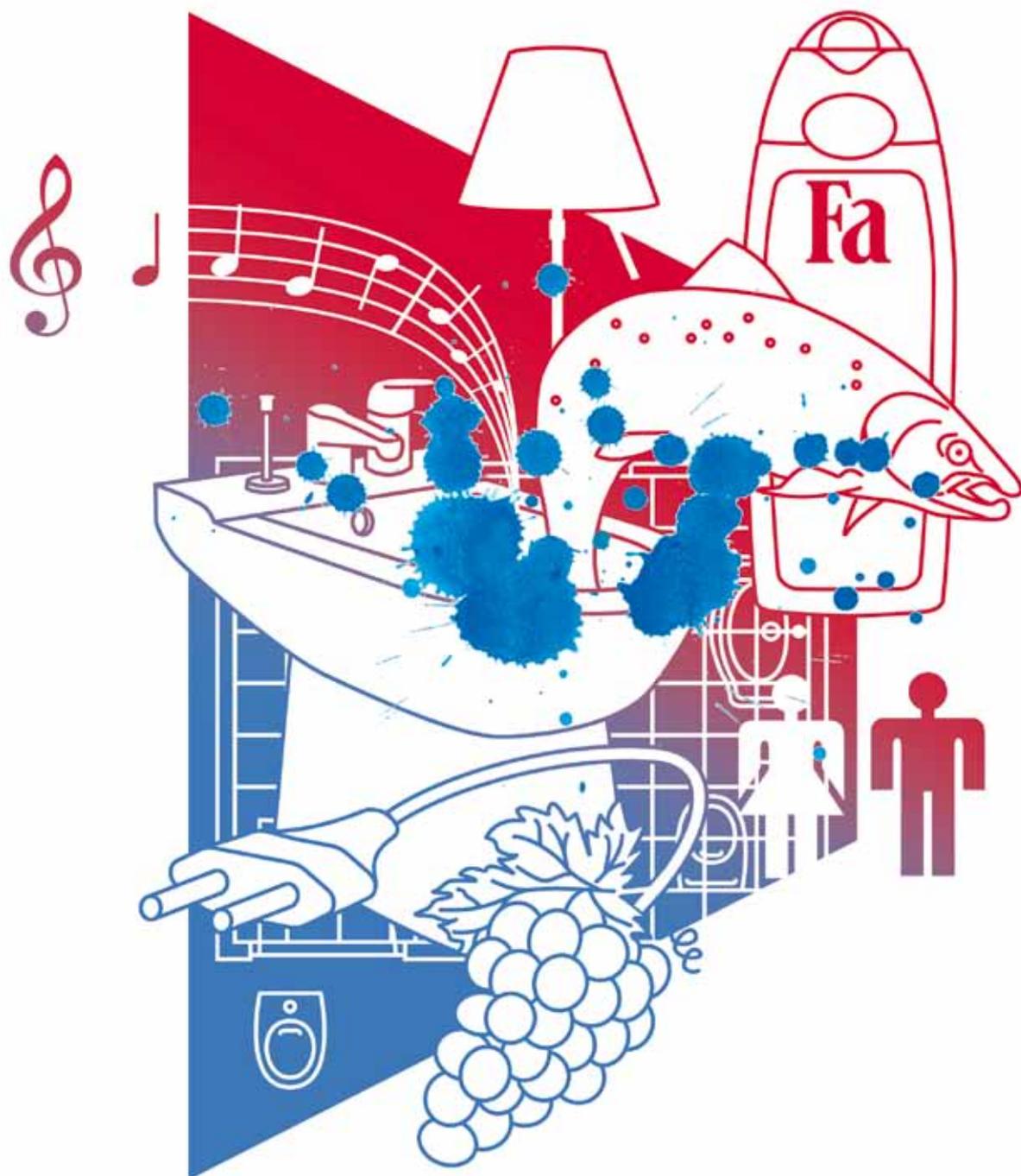
Thomas P. Röthlisberger / visuelle Interpretation / HKB Herbstsemester 2010/11





Plakative Umsetzung der im Text aufgeworfenen Frage: «Was tue ich nun also mit dem Bidet?»: 20. Dezember 2010  
Thomas P. Röthlisberger / visuelle Interpretation / HKB Herbstsemester 2010/11





Resultat meiner visuellen Umsetzung: 03. Februar 2011

Thomas P. Röthlisberger / visuelle Interpretation / HKB Herbstsemester 2010/11

# Interpretation

Gedanken zu meiner visuellen Interpretation

«Eine gute Illustration ist eine bildnerische Darstellung, die nicht Texte visuell wiederholt, sondern deren Inhalt interpretiert und dabei gleichzeitig Sachverhalt und Stimmung wiedergeben kann.» Dies schreibt Stefan Bundi in seiner Aufgabenstellung zur visuellen Interpretation einer Kurzgeschichte. Zur Auswahl standen drei Kurzgeschichten.

In der Kurzgeschichte «Lampen leiden am meisten darunter» vom deutschen Schriftsteller und Musiker Max Goldt begegnete ich einer Anhäufung von Gedanken, die sich assoziativ aneinanderreihen. Die im Text erwähnten Gegenstände und Objekte dienten mir als Ausgangslage für meine visuelle Interpretation. Eine scheinbar willkürliche Anhäufung von Gegenständen und Objekten stehen in unterschiedlichen Beziehungen zu einander ohne ein klar ersichtliches Thema eruieren zu können.

Max Goldt schreibt in der Ich-Perspektive und somit aus einem männlichen Blickwinkel. Obwohl es nicht explizit um das Thema «Mann/Frau» geht, schwingt dies unterschwellig mit. Ein Mann betrachtet Dinge oft anders als eine Frau und artikuliert dies mit seiner eigenen männlichen Sprache. Mann und Frau können nicht als Gegensatzpaar wie zum Beispiel stark und schwach bezeichnet werden, obschon diese gegensätzlichen Attribute oft in Beschreibungen zwischen Mann und Frau verwendet werden. Auch wenn es sich bei den typischen Unterschieden zwischen Mann und Frau meistens um Vorurteile handelt, sind diese in der Bevölkerung stark verankert.

Diese Dichotomie von Sichtweisen wollte ich einfließen lassen, einerseits mit der Kombination digitaler und analoger Zeichnung und mit Verwendung zweier Farben (warum und kalt), die sich im Grenzbereich vermischen. Die digitale Zeichnung wirkt unpersönlich, streng und steril, wird aber durch die analogen Farbspritzer kontrastiert.

Zugegeben, «Dichotomie von Sichtweisen» tönt etwas geschwollen. Leider fand ich keine einfachere Formulierung um das Verhältnis zwischen Mann und Frau und ihren unterschiedlichen Sichtweisen artikulieren zu können. Ob es mir gelungen ist einen komplexen Sachverhalt verständlich darzustellen, eine passende Stimmung zu erzeugen und nicht einfach nur dekorativ zu bleiben, überlasse ich dem Urteil des Betrachters und der Betrachterin.